

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

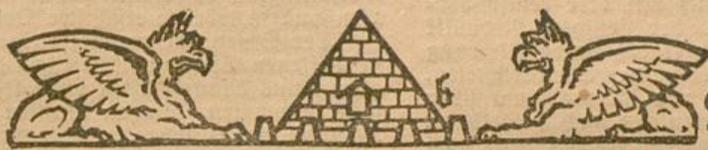
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920

29.8.1920 (No. 35)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

9. Jahrg. No 35



29. Aug. 1920

Hans Friedr. Herrmann / Zu Hegels 150. Geburtstag.

Am 27. August sind es 150 Jahre, daß Georg Wilhelm Friedrich Hegel in Stuttgart geboren wurde. Nachdem über ein Menschenalter nach Hegels Tod ein unmittelbarer Einfluß Hegels auf das philosophische Schaffen in Deutschland kaum noch stattgefunden hat, wendet sich seit etwa Anfang dieses Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der philosophischen Kreise wieder dem großen Denker zu. Für Hegel, dessen Philosophie die Welt aus dem Gedanken heraus entwickelt, und der sie mit dem Gedanken unspannte, war das Weltprinzip der Geistesprozess: der sich selbst bewegende Gedanke ist das Wesen der Dinge. Kultur und Natur hat er als einheitlichen, lebendigen Organismus dargestellt. Während bis vor kurzem die naturwissenschaftliche Orientierung der Geister im Vordergrund stand, beansprucht jetzt die geisteswissenschaftliche gleiche Rechte. Die Zeit ist gekommen, in der die Elemente der Hegelschen Denkweise in dem Bewußtsein der Gegenwart zu neuem Leben erweckt sind. Die bedeutendsten philosophischen Richtungen der Gegenwart setzen sich mit ihr auseinander, indem sie aufweisen, wie weit sie mit ihr gehen können und was sich in seiner Philosophie Grundlegendes und Uebereinstimmendes findet.

Im Gegensatz zu Schopenhauer und Nietzsche hat Hegel eine geringe Anzahl Leser unter den Gebildeten. Der schwierige, oft dunkle Stil, die fachwissenschaftliche Ausdrucksweise erschweren den Zugang zu ihm. Aber doch kann als ein gutes Zeichen unserer Zeit festgestellt werden, daß gerade in den letzten Jahren die Nachfrage nach Hegels Schriften, die z. Bt. in neuer Ausgabe mit Erläuterungen von dem bedeutendsten lebenden Hegelforscher, Georg Lasson, Berlin, erscheinen, eine lebhaftere geworden ist.

Gemeingut freilich werden diese Schriften wohl schwerlich werden. Am geeignetsten zur Einführung in Hegels Gedankenwelt und seine Anschauungsweise dürften die jetzt erschienenen Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte sein, die Georg Lasson auf Grund der handschriftlichen Urkunden vollständig neu herausgegeben hat.

In diesen Vorlesungen wird der durch Kant zur Grundlage gemachte Begriff der geistigen Freiheit mit dem der Objektivität als der Erscheinung und Offenbarung des Geistes verknüpft. Dadurch ist die Einseitigkeit des subjektivistischen Freiheitsbegriffs überwunden. Als Grundgedanken der philosophischen Geschichtsbetrachtung legt Hegel dar, daß es in der Weltgeschichte vernünftig zugegangen sei. Die Vernunft beherrscht bei ihm die Welt. Das Werden des Geistes, der in steter Entwicklung ist, bildet den Inhalt der Weltgeschichte. „Die Weltgeschichte ist der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit“. „Der große Inhalt der Weltgeschichte ist vernünftig und muß vernünftig sein; ein göttlicher Wille herrscht mächtig in der Welt und ist nicht so ohnmächtig, um nicht den großen Inhalt zu bestimmen“. Das sind Worte Hegels, der an den Sieg der

Vernunft geglaubt hat, der den Geist als die oberste Macht in der Geschichte bezeichnet hat.

Seine Rechtsphilosophie, sowie seine Schriften zur Politik und Rechtsphilosophie zeigen ihn, der den Staat als die Grundlage aller Kultur genommen haben wollte, als staatsmännischen Denker und Politiker. Friedrich Meinecke hat Hegel, der von Rosenkranz als deutscher Nationalphilosoph bezeichnet wird, neben Ranke und Bismarck einen der 3 großen Staatsbefreier Deutschlands genannt. Sein Staatsrecht hatte jene große Bewegung vorbereitet, die aus Preußen und aus Deutschland einen modernen Staat gemacht hatte. Groß ist der Fortschritt nicht nur in wissenschaftlicher Erkenntnis, sondern auch im politischen Bewußtsein, den seine Rechtsphilosophie bewirkt hat. An dem Eingang dieses Werks stehen die berühmten Worte: „Was wirklich ist, das ist vernünftig, und was vernünftig ist, das ist wirklich“.

Diese Anschauung der Wirklichkeit als Gegenwärtiges hat Hegel in der Phänomenologie des Geistes, seinem großen Erstlingswerk, an dem gesamten Inhalt des Bewußtseins durchgeführt. Sie stellt die Entwicklungsformen des menschlichen Bewußtseins von der unmittelbaren Gewißheit durch die verschiedenen Formen der Reflexion und der Selbstentfremdung hindurch dar bis zur absoluten Erkenntnis. Sie ist die Philosophie der gewußten Wirklichkeit.

Das methodisch wichtigste Werk Hegels, seine Logik, folgte auf die Phänomenologie. Sie hat er zur Grundlage seines Systems gemacht. Als dritte unter seinen systematischen Schriften erscheint die Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundriß. Sie hat stets in besonderem Ansehen gestanden und als philosophisches Handbuch Beachtung gefunden. Georg Lasson sagt in seiner Einleitung zur Encyclopädie: „Sein unsterbliches Verdienst, das durch alle Mängel in den Einzelheiten nicht geschmälert werden kann, liegt darin, daß er zur Grundlage des Systems der philosophischen Erkenntnis und also auch zum Prinzip der gesamten Wirklichkeit den denkenden Geist, das vernünftige Subjekt genommen und in den Gedankenbestimmungen des Seins nachgewiesen, daß er also eine zusammenhängende Erkenntnis aller Gebiete der Erfahrung des menschlichen Bewußtseins ermöglichte“.

Hegels Kunstphilosophie, in den Vorlesungen über die Aesthetik niedergelegt, enthält eine Fülle tiefer Gedanken, grandioser Anschauungen und Betrachtungen über das Schöne. Es ist das Absolute in sinnlicher Existenz, die Wirklichkeit der Idee in der Form begrenzter Erscheinung.

Die Religionsphilosophie, von der eine Neuausgabe in gekürzter Form von dem Karlsruher Philosophen A. Drews erschienen ist, will nicht Religion schaffen, sondern Religion begreifen. Auch sie hat zum Ausgang das Absolute, wie die Philosophie: „Die Religion hat die absolute Wahrheit zu ihrem Inhalt“. Gegen Schleiermachers Gefühlstheorie wendet er sich, denn auf das Ge-

fühl läßt sich „keine Gemeinsamkeit des Bewußtseins“ bauen. Die Vergeistigung der Anschauung, die Verinnerlichung des Objekts will die Religion. Der Glaube ist der Kern der Kultur. Die Welt wird zu einer Stätte der Offenbarung der ewigen Wahrheit verklärt. In der Religion sieht Hegel die geistige Bestimmung, der die Menschheit das Bewußtsein ihrer Einheit mit Gott verdankt. Im Christentum findet er die Offenbarung der Einheit in ihrer vollkommensten Form für das persönliche Leben der Menschen ausgeprägt.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß, wie schon bemerkt, neueste Richtungen in der Philosophie sich mit Hegel zu beschäftigen begonnen haben.

Seine Gedankenwelt muß wieder für uns lebendig werden, in freier, aber gründlicher Weise müssen wir von ihm lernen. Als berufenster Führer, als bedeutendster Hegelkenner neben dem holländischen Philosophen G. J. P. J. Bolland sei der Berliner Forscher Georg Lasson genannt, dem wir umfassende, grundlegende Einführungen in die Geisteswelt Hegels verdanken.

Emil Kast / Das Fridericianum zu Davos.

II.

Nach dem Erscheinen des ersten Aufsatzes über die deutsche Auslandsschule in Graubünden (Pyramide 31 vom 1. Aug. 1920) wurde der Wunsch laut, im Anschluß an die allgemeine Darstellung auch Einzelheiten zu veröffentlichen.

*

Von einem morgentlichen Waldspaziergang heimkehrend, traf ich am Rand meines dörflichen Standquartiers fünf Wandervögel, gelagert am Wegrain. Unversehends kamen wir nach kurzer Begrüßung in ein für mich höchst interessantes Gespräch: es stellte sich heraus, daß ich mir vier deutsch-böhmische Gymnasiasten aus Misch (in der jetzigen Republik Tschechoslowakien, ganz im Norden gelegen) unter Führung eines Studenten aus Brünn gegenüber hatte. Sie berichteten, daß sie sich auf einer Fußwanderung von ihrer Heimat über Bamberg—Würzburg durch das Frankenland nach Heidelberg, dann wieder von Achern über den mittleren Schwarzwald nach dem Feldberg und von hier über Kappel und die Wutachschlucht nach der Saar und dem Bodensee befänden, von wo sie mit der Bahn durch Deutschland (das der deutsch-österreichischen Republik gegenüber nicht als ganz feindliches Ausland von den Tschechen angesehen werde) heimwärts führen, um zum Schulbeginn Anfang September rechtzeitig einzutreffen. Die frischen liebenswürdigen jungen Leute entwarfen schlimme Schilderungen von der Lage der Deutschen in Nordböhmen. Die gehässige Abneigung der Tschechen gegen alles Deutsche ist ja leider traditionell, heute glaubt sie aber anscheinend ein übriges tun zu müssen. So stehen hier vor allem die deutschen Lehranstalten auf der Schwarzen Liste; in Brünn sind an einem Tag dreizehn deutsche Volksschulen von den Tschechen annektiert worden zu tschechischem Betrieb, anderswo verfuhr man nicht glimpflicher. Bei den höheren Schulen hatten die Tschechen bis jetzt noch nicht gewagt, gleich drakonisch vorzugehen, doch besteht das Gesetz, daß sämtliche deutsche höheren Schulen, die weniger als einhundertfünfzig Schüler zählen, unverzüglich zu schließen sind. Das humanistische Gymnasium zu Misch hat einhunderteinundfünfzig; daß diesem einen in keinem Fall das *consilium abeundi* erteilt werden würde, glauben wir gerne.

So ist die Lage des deutschen Schulwesens in — wenigstens gefinnungsmäßig — feindlichem Ausland. Aber auch die Lebensbedingungen unserer Volksgenossen in der Schweiz, als in einem Lande, mit dem uns seit Jahrhunderten ununterbrochene Bande herzlichster ideeller und materieller Freundschaft vereinigen — woran auch das manchmal dem Deutschen schwerere verständliche Verhalten gewisser westlicher Schweizer Kreise nicht zu rütteln vermochte —, diese Lebensbedingungen, sage ich, sind schwer und werden, wenn nicht bald irgendwie eine Aenderung sich fühlbar macht, immer bedenklicher. Das gilt gleichermaßen für das Fortkommen jedes einzelnen Deutschen, da augenblicklich analog zu den Tendenzen in andern Staaten in der Schweiz die Neue Helvetische Gesellschaft durchaus verständlicherweise den Grundsatz vertritt: die Schweiz den Schweizern, wie für das deutsche Auslandsschulwesen, vorzüglich verkörpert im Fridericianum zu Davos.

*

Anfang des Jahres 1916 zogen die ersten deutschen Internierten in Davos ein, und von da an entfalteten — rege gefördert durch schweizerische und deutsche Kräfte — das Fridericianum, seine Leiter und Lehrer, vor allem der unermüdbare und umsichtige Direktor Dr. Bach als Vorsitzender der Zweigstelle Graubünden zur Fürsorge für deutsche Kriegsgefangene während dreieinhalb Jahren eine bewundernswert selbstlose und aufopfernde Wirksamkeit. Das Ziel mußte sein und war, den aus ein- bis zweieinhalbjähriger Gefangenschaft in Frankreich und England Heimgekehrten einmal aus körperlicher Erschöpfung und seelischer Erschütterung heraus zu helfen, zum andern ihnen auch durch praktische Vorbereitung und tatkräftige Unterstützung den künftigen Lebensweg zu ebnen. Das geschah aus dem großzügigen Geist der Fridericianum-Leiter: der Erwerb eines der eher berüchtigt als berühmt zu nennenden Verechtigungscheine wurde Nebenzweck. Eigentlichere und höhere Absicht war den in harten Schicksalen Ge-

prüften, die im Lebensalter von einundzwanzig bis achtunddreißig Jahren sich „wieder auf die Schulbank“ setzten, Rückgewinnung an geistige Arbeit zu ermöglichen, die Grundlage ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten zu festigen und zu heben. Zur Seite standen dem Fridericianum im Laufe dieser dreieinhalb Jahre vierundzwanzig deutsche akademisch gebildete Lehrer — Oberlehrer, Assessoren und Praktikanten zur Anleitung nach den Lehrzielen und Lehrplänen unserer deutschen höheren Schulen — und, um eine vor andern verdiente Persönlichkeit nicht unerwähnt zu lassen, die in Davos als Pensionärin lebende elsässische Oberlehrerin Fräulein Hilbold.

Der Segen der mannigfaltigen in Davos und Umgebung geschaffenen Bildungsstätten ist 4000 deutschen Männern, Offizieren und Mannschaften ohne irgendwelchen Unterschied, zugekommen. Davon konnten sich in sieben (nach anderer Zählung neun) vom Reichskommissar Geh. Oberregierungsrat Dr. h. c. Reim aus Karlsruhe oben in Davos persönlich und mit nie erlahmendem Interesse abgenommenen Prüfungen 98 Abiturienten ein vollgültiges Reisezeugnis erwerben. Davon 15 das eines humanistischen Gymnasiums, 28 das eines Realgymnasiums und 55 das einer Oberrealschule. Wenn hierbei dem Kontingent der Oberrealschule ein so eklatantes Uebergewicht zufiel, so findet diese Tatsache in dem Umstand ihre einleuchtende Erklärung, daß insbesondere ältere Bewerber, die sich infolge der geänderten deutschen Verhältnisse zum Berufswechsel entschlossen oder entschließen mußten, namentlich Offiziere, von dem früher nicht zum Abschluß gebrachten Bildungswege des Gymnasiums oder des Realgymnasiums abspangen, um durch Vorbereitung auf die Oberrealschul-Reiseprüfung ihre während der Militärzeit oder in der Gefangenschaft gewonnenen Kenntnisse in Mathematik, Naturwissenschaften oder lebenden Sprachen mitzuverwerten. Aus demselben Grunde hatten auch 71 zur Reiseprüfung für Obersekunda geführte und in fünf Prüfungen unter dem Vorsitz des Reichskommissars durchweg erfolgreiche Kursteilnehmer (Unteroffiziere und Mannschaften) fast ausnahmslos die Fächer der Realschule gewählt. — Um die angegebene Ziffer 98 jedoch wächst die Zahl der Abiturienten, die dem Fridericianum ihre wesentliche Vorbildung zur Hochschule zu danken haben. Bis 1917 sind 151 Schüler allein an badischen Anstalten zum Reisezeugnis gelangt; seit 1884 an Gymnasien zu zwei Dritteln, seit 1890 an Realgymnasien zu einem Drittel. Seitdem dann das Fridericianum Mitte Juli 1918 in ehrlich verdienter Anerkennung seiner weit über ein Menschenalter hindurch getätigten Leistung als deutsche Auslandsvollanstalt von sämtlichen deutschen Bundesstaaten erklärt worden ist (der Reichskanzler ließ telegraphisch hiervon Mitteilung machen und seine Glückwünsche aussprechen „für ein weiteres Gedeihen der Anstalt in deutschem Sinne“), sind in drei ordentlichen Reiseprüfungen im ganzen 36 Schülerinnen und Schüler entlassen worden: 12 Gymnasiasten, 15 Realgymnasiasten, 9 Oberrealschüler. Seit Befehlen der Anstalt 287 Abiturienten — darunter mehrere Schweizer und etwa ein Dutzend junger Mädchen — von denen nahezu die Hälfte mit der Gesamtnote „sehr gut“ oder „gut“ abgeschlossen hat.

Die in Davos zum Vorteil so vieler Tausende Kriegsoffer geleistete Arbeit dürfte, was in Deutschland höchst bedauerlicherweise kaum bekannt und beachtet worden ist, vorbildlich werden für Einrichtung von Kursen veränderter Natur an andern Orten. So sind in der Zentralschweiz auf Anregung der deutschen Gesandtschaft zu Bern (Abteilung für Gefangenensfragen, von wo aus auch die ausgezeichnete Deutsche Internierten-Zeitung unter der trefflichen Leitung des Professors Dr. Woltereder, Leipzig, Leutnant Walter Sticks, Karlsruhe und dem nie erlahmenden Hermann Hesse, Bern vertrieben ward) in dem stillen Versau am Bierwaldstätter See im September 1918 unter Bezug von Direktor Dr. Bach nach dem Muster der Davoser weitere Abiturientenkurse eingerichtet worden. Mit diesen Kursen ließ sich in sehr glücklicher Weise ein pädagogisches Seminar für Studienreferendare verbinden. Prüfungen und Seminarbeschäftigungen durch den Reichskommissar fanden bis August 1919 drei statt, und es erlangten 34 Abiturienten aus allen deutschen Bundesstaaten das

Reifezeugnis: 10 Gymnasiasten, 13 Realgymnasiasten, 11 Oberrealschüler, genau zur Hälfte mit Gesamtnote „sehr gut“ oder „gut“.

Möglich waren übrigens derartige Erfolge nur bei der beschränkten Schülerzahl der einzelnen Abteilungen und bei dem speziell im Fridericianum durch den internatsmäßigen Betrieb gegebenen engeren Zusammenhalt von Lehrenden und Lernenden. (Hier liegt, wenn nicht das, so doch zweifellos eines der grundlegenden Neuerungsprobleme der vielbesprochenen Schulreform: tunlichst knappe Gemeinschaften für die kleinsten, wie die erwachsenen Schüler, ein ideales Ziel allerdings, das nach der nun einmal herrschenden Lage der Dinge so bald nicht allgemein in Wirklichkeit wird verfehlt werden können.) Das Fridericianum aber hat trotz der unvermeidlich höher und höher wachsenden Ausgaben an dem besprochenen Grundsatz festgehalten: entsprechende Vermehrung der Klassen und auch der Lehrerschaft, wie sie gleichermaßen bedingt war durch die Schülerzahl und den Ausbau des Lehrplans. In meinem früheren Aufsatz zeigte ich, welche geradezu heterogenen Erfordernissen sowohl als reine Lehranstalt, wie als Schulsanatorium das Fridericianum genügen muß und mit bestem Erfolg nachkommt. Seit 1911 ist die Schule (nicht das Internat) auch Mädchen geöffnet, neben der dauernd auf die hohen Ansprüche der schweizer Sekundarschulen zu nehmenden Rücksicht eine umso schwerer wiegende pädagogische Belastung, als sie bereits ein Fünftel der Schüler ausmachen. Im ganzen hat das Fridericianum über 3300 jungen Menschenfindern — darunter an 500 Schweizern — die erstrebte vollwertige Bildung vermittelt: mit welcher unglaublichen Schwierigkeiten und Sorgen oft für die leitenden Besitzer, denen diese, da sie vor dem persönlichen Vorteil an das Wohl und Gedeihen des lebendigen Anstaltsorganismus denken, in all ihren öffentlichen Kundgebungen und Berichten mehr an, als daß sie Berechnungen böten.

So — in ganz groben Umrissen — die Leistung der Schule. Ich wies bereits früher darauf hin, daß nicht bloß das parallel Laufen, sondern das fortwährende gegenseitige Durchdringen der Schul- und Sanatoriumsleitung ein „nicht eben leicht zu lösendes Problem“ sei. Daß beide Aufgaben ebenso gründlich als glänzend gelöst werden, mehrt das Lob der Gesamtleistung. Und es drängt sich immer vernehmlicher und unabweisbarer die Frage nach einer — etwa finanziellen — Anerkennung und Förderung solcher Betätigung dem unbefangenen Beurteiler auf. In unserm vorliegenden Fall ist das Ergebnis bei der Nachforschung so unerwartet als befremdend. Die Anstalt hat trotz ihrer erfolgreichen Pflege des Deutschtums auf nicht deutschem Boden weder von Seiten des Deutschen Reichs, noch von Seiten der Davoser Gemeinde trotz ihrer Bedeutung für die gesamte Jugend des Kurorts irgendwelche materielle Beihilfe erfahren. Umgekehrt verzichtete das Fridericianum in den Jahren 1911—1918 auf im ganzen mehr als 30 000 Franken Einnahme durch kostenlose oder erleichterte Aufnahme von bedürftigen deutschen oder schweizerischen Zöglingen, abgesehen von vielfach freier Belieferung der Schüler mit Lernmaterialien. In den Internierungsjahren stellte die Leitung ihre schönen und teilweise ganz neuen Unterrichtsräume, ihren reichhaltigen Apparatebestand, ihre umfassenden Sammlungen und Bibliotheken (die gesamte Leitung der Interniertenblücker-Verföhrung ist eine im Umfang ihrer kulturellen Wirkung kaum zu ermessende Sonderleistung Direktor Müdigers) unentgeltlich zur Verfügung. Da alle diese und sonstigen persönlichen Leistungen, ungeachtet aller damit verbundenen Mühen, als Ehrenaufgabe behandelt wurden, so wurden dem Reich schätzungsweise 50 000 Franken erspart (man gedenke der Valutal!). Vollendet wurde mit Ausbruch des Krieges eine

zweckmäßige Um- und teilweise Neuherichtung des großen Gesamtgebäudes, bestimmt zur Aufnahme von 60 Internen und über 200 Schülern —, aber in den ersten zwei Kriegsjahren sank die Schülerzahl, um in den zwei nächstfolgenden wieder beträchtlich zu steigen. Das Ende Mai geschlossene Schuljahr 1919/20 brachte infolge der Entwertung des deutschen Geldes einen Niedergang auf die Hälfte der Vorjahre. Für das soeben begonnene neue Schuljahr 20/21 dürfte leider nur mit 6 Internen und höchstens 60 Externen gerechnet werden. Das bedeutet bei mäßigster Berechnung ein immer schärfer anziehendes Defizit an dem unerläßlichsten Aufwand von mindestens 25 000 Franken oder 150 000 Mark — und damit den tatsächlichen Zusammenbruch des Fridericianums.

Daß es dahin auf keinen Fall kommen darf, steht ja so ganz außer dem Zweifel, daß lediglich gefragt werden muß (und dies mit aller Offenheit), wer helfen muß und wie dies geschehen kann. Helfen kann hier nur das Deutsche Reich, helfen muß hier vor allem das Deutsche Reich. Die ausflüchtende Entschuldigung, die Fülle allseits andrängender unaufschiebbarer Verpflichtungen nötige dem Fridericianum gegenüber zum „Unmöglich“, ist schlechterdings keine Entschuldigung, sondern wäre, wenn sie erfolgen sollte, eine trostlose Politik falscher Sparsamkeit. Indes zu solch schwarzem Pessimismus ist vorderhand noch kein Grund vorhanden, hat doch noch 1919 das Reichsministerium des Auswärtigen der jungen deutschen Schule in Barcelona mit Recht außer dem laufenden Zuschuß von 12 000 Mark 80 000 Mark Sonderbeitrag gewährt; wahrlich eine großgehandhabte Freigebigkeit. So würde jeder Zweifel an der Gefebredigkeit der maßgebenden Stellen ungerichtet sein, und es kann nur die herzlichste Hoffnung ausgesprochen werden, daß die Ueberfülle der einströmenden Bittgesuche der drängendsten Not dieser Auslandsschule nicht zu spätere Abhilfe zukommen lassen wird. Das Fridericianum, das kann nicht oft und nachdrücklich genug betont werden, ist nicht nur eine der ältesten, bestgeleiteten und erfolgreichsten deutschen Auslandsschulen (in einem uns hervorragend wichtigen und nächstbefreundeten Land, wichtiger zweifellos als Auslandsschulen in Südamerika, deren an sich mit vollem Recht ausdrücklich auf der jüngst stattgehabten Reichsschulkonferenz Erwähnung getan worden ist). Die deutsche Schule in Graubünden ist das einzige großangelegte deutsche Jugend-sanatorium im Ausland. Die Tuberkulose auf dem Marsch, ein graufiges Bild namenlosen Elends, schlimmer als aller materieller Zusammenbruch; zu einem gesunden Geist muß auch ein möglichst leistungsfähiger Körper kommen. Was von Seiten des Reichsarbeitsministeriums für die deutschen Kriegsteilnehmer in dieser Richtung geleistet wird, habe ich in einem früheren Tagblatt-Aufsatz (vom 25. Oktober 1919) „Das deutsche Krieger-Kurheim Valbella in Davos“ aus eigener Anschauung mitzuteilen willkommene Möglichkeit gehabt. So darf auch dem Fridericianum gegenüber nicht eine Politik kurzfristigen Sparsens oder auch nur des Zögerns eingeschlagen werden. Leider nur zu viele deutsche Eltern sehen sich heutzutage in die Lage versetzt, ihre kränkenden, unterernährten, bleichen Knaben und Mädchen fortgeben zu sollen. Da muß ein Institut vom Ruf und der Tradition des Fridericianums mit allen irgendwie und — woher auszutreibenden staatlichen und privaten Mitteln lebensfähig und arbeitsfroh (nur freudegetragene Arbeit gewährleistet so großen Erfolg!) erhalten werden. Nicht die Privateinnahmen der Besitzer stehen auf dem Spiel, die würden durch eine alsbaldige Schließung des Instituts genügend gesichert sein, hier heißt: Volkstum und Volkskraft in Not. Darum: Reichsfäden öfne dich! Bis dat qui cito dat. Vivat Fridericianum!

Hermann Hieber / Ein Ausflug ins Unterland.

Wenn man zwei volle Jahre in Heidelberg studiert hat, sollte man das alte liebe Nest doch kennen — aber nein, jedesmal, wenn man wieder hinfährt, macht man neue Entdeckungen. Wie viele heimliche Schönheiten stecken zwischen diesen Mauern verborgen! Die Scheffelterrasse, den Durchblick durch den Schloßhof, die äußere Schloßterrasse — wer kennt das nicht, und sei es nur aus der Photographie! Aber Hand auf's Herz, ihr Sehenswürdigkeitenjäger, die ihr euch in großen Herden durch alle Flügel des Schlosses habt führen und anführen lassen (nämlich zuletzt in das Museum des Brohengechmacks um 1900, den angeblich historisch ausgestrittenen Friedrichsbau des Baurats Schäfer, wenn ihr mit einem sumsenden und schwirrenden Hirn hinausgewankt seid nach der Schloßwirtschaft, deren handgreifliche Genüsse euch ja doch lieber waren als die bloß sichtbaren, habt ihr dann wirklich eine Vorstellung davon mit in den Alltag genommen von der besondern Schönheit dieses herrlichsten aller Schlösser, dieser Potenzierung von Versailles und Palazzo Pitti, oder laßt ihr euch

nicht vielmehr geradezu und noch viel leichter begeistern von dem miserablen Dekorationschwandel von Herrenchiessee, von Linderhof und Neuschwanstein? Habt ihr in Heidelberg auf die geradezu rätselhafte Harmonie zweier so verschiedenen Stile geachtet wie Spätgotik und Renaissance, auf das verständnisvolle Weiterwirken von vier, fünf Generationen im Dienst derselben Bauaufgabe, wenn auch mit ganz verschiedenen Mitteln (das nichts anderes erweist als den Sieg der Idee über den Stoff trotz Herrn Marx und seinem historischen Materialismus!) oder habt ihr, die ihr tagaus, tagein durch sadengerade, charakterlose Großstadtstraßen und an Mietskasernen vorbei zur Arbeit hastet, etwas empfunden von dem Reiz einer wie der Natur unmittelbar erwachsenen, organischen Raumgestaltung, von einem gänzlich unsymmetrischen, unmoelierten, aber nach allen Seiten geschlossenen und in allen Höhen- und Breitenrichtungen vollendet ausgeglichenen Hof oder besser gesagt Platz? Nein, das habt ihr gewiß nicht, denn sonst hättet ihr niemals zugeben können, daß die eine Seite dieses Platzes, besagter

Friedrichsbau nämlich, so greulich verballhornt und auslackiert worden ist oder daß lehmgelbe Backsteinwillen und ein zigarentistenförmiges grellweißes Hotel daneben- und darübergepflanzt wurden neben die ehrwürdig bemoste und verwitterte rote Sandsteinvornehmheit — ach, was habt ihr nicht entweiht und geschändet, ihr profitgieriges Gefindel der siebziger, achtziger und neunziger Jahre! Seid ihr mit dem Freiburger Stadtbild etwa glimpflicher umgegangen, die ihr den Münstersturm in lauter neue weiße Türme und Kuppeln und Giebel eingekleidet habt. Vaterlandsfreund mit dem Maul und Vaterlandsverwüster mit der Hand! Den einen Trost gewährt der wirtschaftliche Zusammenbruch unserer Tage: es sind nicht wie nach 1871 Mittel vorhanden zur Pflege eines ästhetischen Vandalismus, wie ihn selbst noch Durms Universitätsbibliothek mit ihren sinnlosen Türmen und Dachauswüchsen bezeugt. Vielleicht, wenn wir wieder arm werden wie in Goethes Tagen, da Weinbrenner sich seinen Karlsruher Stil schuf, gewöhnen wir uns die Laster des Reichthums: verantwortungslose Vergeudung, oberflächliche, materialistisch rohe und stumpfe Gemüthsucht wieder ab, werden wir wieder nachdenklich, gewissenhaft und ästhetisch anständig.

Man verzeihe mir diese zeitgemäße Abschweifung — ich lehre in den Heidelberger Schloßhof zurück. Der Himmel behüte mich davor, daß ich mit ermüdendem historischen Kleinkram aufwarte, mit Jahreszahlen und Fürstennamen oder auch mit den unausstehtlichen Fachwörtern, die nur gelernte Architekten verstehen, mit denen aber die gedruckten Führer ihre bedauernden Leser zu beelenden pflegen. Ich habe meine Spezialfreuden in diesem noch ganz mittelalterlichen Burghof: die Vermeidung des rechten Winkels, der stets etwas Lebloses, Entseeltes an sich hat — man denke nur an die Mannheimer Häuserblöcke. Die Natur hat uns an weiche Ueberleitungen von der Wagrechten zur Senkrechten gewöhnt, an Sätrüglinien und Schwellungen (weshalb die Griechen in ihrer guten Zeit ihren Säulenschäften eine sanfte Ausladung verliehen), und die angeblich so harte und edige Gotik wirkt sich in unsymmetrischer Harmonie, locker und wohlthätig aus. Erst die späte Renaissance verhilft am Vorabend des Barockstils der Senkrechten und dem Winkel von 90° zum Durchbruch: Symbolen des fürstlichen Gewaltwillens. Wer weiß, ob uns der „hortus palatinus“, die Schöpfung des Winterkönigs unmittelbar vor dem dreißigjährigen Krieg, heute noch zuzagen würde, die Parkanlage in vier Terrassen, die in etwas an den überspannten, ruhmsüchtigen Betätigungstrieb des letzten Hohenzollern gemahnt. Was dieser pfälzisch-böhmische „König Lustig“ machte, war nichts Geringeres, als daß er seiner Vergnügungssucht zuliebe die Sicherheit seines Schlosses gegen Westen, von der Seite des Lustgartens her, seinem Geschenk an die Elisabeth Stuart, seine Gemahlin, und gegen Osten hin, nach dem Friesenberg zu, gefährdete. Was half es, daß er gleichzeitig über dem Nordwall den Englischen Bau auführte mit gigantischen, geradezu urtümlich dicken Mauern. Wer in dankbarer Pietät des kunstsinigen Otto Heinrich gedenkt, der den unsterblichen Renaissancebau erstehen ließ, der sollte nicht vergessen, daß es wiederum ein Pfälzer Kurfürst war, der dem stolzen Schloß seiner Ahnen und gleichzeitig seiner getreuen Stadt Heidelberg das Grab geschaufelt hat. Hier verquillt sich eine festungsbautechnische Frage mit einer künstlerischen. Die Merianschen Stiche aus dem 17. Jahrhundert lassen erkennen, daß die Zirkelbeete und Pomeranzengärten, die Lusthäuser und galanten Grotten und Wasserfünfte in den deutschen Bergwald hinein und ins Angesicht der festen Burg gepakt haben, wie die Faust aufs Auge. Die Auswanderung in die Rheinebene, nach Schwetzingen hinüber, war einfach eine Stillnotwendigkeit: Versailles schickt sich nun einmal nicht für einen steilen Bergabhang. Wie wenig ist doch von der ganzen Herrlichkeit des französischen Ingenieurs Salomon de Cans übrig geblieben! Die Stützmauern der Terrassen, am deutlichsten sichtbar die, welche den vierchrötigen Mann mit den Wasserstiefeln trägt („J. B. Schessel“ steht am Soedel), und von wenigen beachtet, zwei mächtige, kreuzgewölbte Grotten, in den lebendigen Felsen gehauen und mit einer wuchtigen Tropfsteinsäulenfassade versehen, die noch die Ueberreste schmückender Tiere erkennen lassen. Hier mußte es sich kühl und tapfer kneipen lassen, selbst in der stechendsten Julihitze. Mit traurig verstümmeltem Gesicht liegt in einem eirunden Weither davor ein steinerner Flußgott, den ehemals die Wasserfünfte überrieselten. Das macht sich, selbst wenn man den Bronzemann mit den Wasserstiefeln mit in Kauf nimmt, heute inmitten des versöhnenden Laubwerks alles viel poetischer als zu der Zeit, da Welfland und Stuart den Ton angaben im kerndeutschen Heidelberg.

Es ist noch mehr zu finden zwischen den hohen Laubbäumen, die sich dem Zwang des barocken Zeremoniells entwunden haben: zwei entzückende Brunnenhäuschen aus dem 18. Jahrhundert. Das

obere namentlich ist so lieb und idyllisch, daß es gar nicht mehr höflich amutet und auch nicht mehr ausländisch, sondern fast bürgerlich-romantisch. Das Dach über den längst geschlossenen Läden — es muß ein traulich Stübchen sich darin bergen, das nur niemand mehr zu sehen kriegt — ist grün und gelb vor Moos und Farnkraut, ein Stieglein führt in die kühle Tiefe, weitet sich zu einem Vorplätzchen mit seitlichen Steinbänken und leitet durch ein rundbogiges Portälchen in den gewölbten Brunnenteller. Wie lieb und schlicht und zweckmäßig ist das alles, weimarisch fast, trotzdem's schon 1738 angelegt ist! Und was ist sonst noch zu entdecken an Sonderlichkeiten und Köstlichkeiten, wenn man um die ehrwürdigen, stillen Mauern streift: Erker (ein grelles Paradox!), Bilder traulicher Behaglichkeit, die in der Luft zu hängen scheinen, den Raubvögeln allein noch zur Wohnstatt bestimmt, und die Wonne eines jeden Kunstgewerblers, eine Fülle der schönsten Wappenbilder, darunter ein Reichsadler, den man nur zu kopieren brauchte, um etwas für unsere Münzen und Briefmarken zu haben. Am selben Gebäude, dem Ruprechtsbau, der noch reine Gotik aufweist, eine gar holdselige Türbekrönung: zwei herniederschwebende Engel, die einen Rosenkranz zwischen sich halten als Rahmen für einen Baumeisterzirkel, ein Sinnbild, wie es sich nur eine wahrhaft fromme Zeit ausdenken konnte: die Rosen sind die Gebete an die Himmelsjungfrau für den Schutz des neuen Bauwerks, das der deutsche König aus dem Pfälzer Hause, Ruprecht, eben vollendet hatte. Drüben am gläsernen Saalbau und am Otto-Heinrichsbau sind auch prächtige Wappen, aber keiner darf sich mit dem Engelspaar am Ruprechtsbau messen.

Die heiß umstrittene Frage, ob der Otto-Heinrichsbau, der mit knapper Not seiner Vernichtung durch frevelnde Baurats Hände entgangen, von einem deutschen, einem italienischen oder einem niederländischen Architekten gefertigt worden ist, hat bis heute keine Lösung gefunden; was an ihm aber so durchaus deutsch amutet, ist sein poetischer Charakter, ist der Trieb seines Erbauers, die Steine reden zu lassen. Die plastische Ahnengalerie am Friedrichsbau ist bereits eine recht nüchterne Auskunft, nichts mehr als ein Pochen auf das fabelhaft hohe Alter und die Erlauchtheit der Dynastie, kleinlicher Persönlichkeitskult; der Schmutz des Otto-Heinrichsbau's dagegen ist geistiger Natur: wie die Figuren an mittelalterlichen Domen, will er in Sinnbildern die Stimmung seines Erbauers nicht nur, sondern von dessen Zeitalter ausdrücken. Da sehen wir die reizend naive Vermischung von Christentum und Antike, von biblischen und hellenischen Gestalten, etwa wie in Milton's „Verlorenem Paradies“. Die Nischen des Erdgeschosses füllen drei jüdische und ein heidnischer Held: zwischen Josua, Samson und David steht friedlich-verträglich der griechische Herakles mit Löwenfell und Keule. Darüber kommt eine Reihe christlicher Tugenden gotischer Tradition — man findet diese allegorischen Frauen in der Vorhalle des Freiburger Münsters, in Straßburg am Südportal und in den Handschriften jener Zeit. In Heidelberg treten sie in klassischem Faltenwurf auf und heißen: Stärke, Glaube, Hoffnung und Gerechtigkeit und in der Mitte über dem Eingang, im Mittelpunkt der ganzen Fassade überhaupt die mütterliche Gestalt der Liebe. Damit die Lieblingswissenschaft des ganzen Mittelalters; die Astrologie, zu ihrem Recht komme, warten zwischen den Fenstern des Obergeschosses und, ursprünglich den doppelten Giebel zierend, nun aber frei vor dem Himmel stehend, sieben Gestirne in Göttergestalt auf: Frau Venus zwischen Saturn, Mars, Merkur und Diana, in der Mitte genau über der christlichen Liebe, zu oberst die königlichen Gestirne und rechten Schutzgötter eines Fürstenpalastes, Jupiter und, mit Krone und Sonnenzepter ausgezeichnet, der männliche Sonnengott Sol, „Roi Soleil“. Ergötzlich sind die treuherzigen Sprüche unter den Helden der untersten Reihe, nicht in pomphaftem Gelehrtenlatein, wie die Inschriften des 17. Jahrhunderts, sondern in biederstem Deutsch:

„Der Herzog Josua durch Gottes macht
Ein und dreißig König hat umbracht“

(die Bezeichnung „Herzog“ für den Richter Josua ist nicht übel).

„Samson der stark ein Nase Gottes war,
Beschirmt Israel wol zwenzig Jar“.

(Die Nase Gottes ist ein kühnes Bild — etwas für unsere Expressionisten!).

„Jovis fun Hercules bin ich genandt
Durch mein herrliche thaten wol bekandt“,

und schließlich:

„David war ein jüngling geherzt und klug,
Dem frechen Goliath den Kopf abschlug“.

Der Bauherr selber hat sich nicht in ganzer Figur veremigt — noch war die gute Ueberlieferung des Mittelalters lebendig, die das Hervordrängen des Individuums verbot (weshalb nicht einmal die

Namen der großen Künstler auf uns gekommen sind): nur ein bescheidenes Schildchen trägt hoch über dem Eingang die Züge Otto Heinrichs. Im 18. Jahrhundert waren die Pfälzer Kurfürsten weniger bescheiden: in der Vorhalle der Mannheimer Jesuitenkirche stehen sie wie Heilige in Lebensgröße in den Nischen, und am Mezer Dom, sagt man, soll einmal ein alttestamentlicher Prophet einen emporgestäubten Schnurrbart getragen haben.

Man schlägt sich heute nicht mehr gern mit den Fürsten dieser Welt herum — der König ist nun wirklich tot, nachdem er als Kulturförderer und Kunstmäzen schon seit drei Generationen entweder gar keine oder nur eine lächerliche oder gar schädliche Rolle gespielt hat. Schon die Kultur von Weimar ist, wie gesagt, rein bürgerlich gewesen, und Heidelberg, obwohl ursprünglich Residenz, hat doch schon im 18. Jahrhundert, nach der Heimführung durch die Franzosen, eine bürgerliche Kultur entwickelt. Was für ein fröhlicher, deutschbegehrlicher Barock blüht nicht drunten am Neckar auf! Ein paar famose Zwiebelhauben bestimmen das Stadtbild, am entschiedensten die steilgeschwungene der Heiliggeistkirche, die ja überhaupt so ungemein lehrreich ist, weil sie mit ihren angelebten Trüdelbuden und in der Enge ihrer Umgebung das Geheimnis der Monumentalwirkung preisgibt den Barbaren gegenüber, die in Köln und Regensburg und Ulm die Dome freigelegt und damit um ihren ganzen Größeneindruck geprellt haben. Wie köstlich ist doch das enge Plätzchen unterhalb der Heiliggeistkirche! Wie breit und wichtig stehen die Patrizierhäuser da als eine schützende Gemeinde um ihr Gotteshaus. Drüben auf der Hauptstraße hat schon zu Otto Heinrichs Zeiten einer dem Fürsten scharfe Konkurrenz gemacht mit seinem Wohnhaus: der Bürger, der sich das Haus zum „Nitte“ erbaut hat aus dem gleichen glukroten Sandstein und in fast ebenso edeln Verhältnissen wie den Otto-Heinrichsbau. Und fürstlich reich, wie die Heidelberger noch immer sind, haben sie eine Brücke, wie ich nur wenige auf meinen Reisen gesehen habe, etwa die Karlsbrücke in Prag, oder die alte in Regensburg oder die ewig beklagenswerte Augustusbrücke in Dresden.

Noch viel Rühmendes wäre über die Heidelberger Bürgerhäuser aus der guten alten Zeit zu melden, was in der Regel gar nicht beachtet wird. Haustüren gibt es mit schmiedeeisernen Füllungen, aber nichts ist so anmutig wie die Giebelfiguren: in dem Bestreben, die Schärfe der Kante eines Schaufes zu mildern, haben die Baumeister über dem Erdgeschoß eine muschelbekrönte Nische ausgepart und mit einer Madonnengruppe ausgefüllt. Die Einzelfigur genügt meist nicht: das Christuskind wird neben der Mutter auf den Boden gestellt und gibt ihr Anlaß zu einer schwungvollen Bewegung; so, wenn sie es aus den Klauen des ohnmächtig hingestreckten Satans rettet, wie es neben der Jesuitenkirche zu sehen ist.

Ein halbes Duzend von diesen Heidelberger Madonnen lassen sich leicht aufzählen, alle liebenswürdig und schlicht und so ganz menschlich — und bürgerlich.

Wie schien mir die alte Stadt so ausdrucksvoll, wie bei diesem letzten Besuch. Droben am Berg die Schrecken der Verwüstung, das Wahrzeichen der Macht und Größe zerbrochen und verödet, Pieder und Bescherklang und Fürstenübermut verstummt, unten in der Stadt aber eine Auferstehung schlachten, tätigen, ehrlichen Bürgergeistes aus Schutt und Trümmern, ein Bild unverwundlicher Zähigkeit und deutscher Tüchtigkeit. Und fast wäre ich hoffnungsvoll und fröhlich geworden, wären mir nicht auf Schritt und Tritt junge Leute mit veräbbelten Gesichtern begegnet, denen ihr Stütungssest und ihre geschraubten Manieren wichtiger zu sein scheinen als die Not des ganzen deutschen Reiches.

Auf zwei Stunden war ich auch drüben in Mannheim. Die Fahrt ist allemal erfreulich: es geht durch wohl bestellte Felder, die sich ungehemmt in die Breite dehnen und einen starken Farbenaftord abgeben mit dem Dunkelgrün und Mattoiolet der Luzerne und ihrer Blätter. Hinter Friedrichsfeld ragen zu beiden Seiten der Bahn die schön durchbrochenen Kiefernäume aus einer sandigen Schwelle empor — der reine Reistilow.

Mannheim ist zu unrecht als reizlos und langweilig verschrien. Man darf sich durch die amerikanischen, ganz schematisch mit Buchstaben und Zahlen bezeichneten Häuserblöcke nicht von dem Besuch der innern, kreisförmig angelegten Stadt, des ursprünglichen Festungskerns, der „Friedrichsburg“ des 17. Jahrhunderts abschrecken lassen. Es ist dieselbe Erscheinung wie auf dem Heidelberger Schloß: der Barockstil ertötet das wild und freigewachsene mittelalterlich-gotische Landschaftsbild mit dem abgezirkelten „hortus palatinus“, und das entsprechende gotische Stadtbild durch die rechtwinkligen Straßen, die schließlich zu dem amerikanischen Schematismus geführt haben, dessen Symbol eben jene Buchstaben und Zahlen sind — Mathematik an Stelle der lebendigen Anschau-

ung. Der Stadtplan von Mannheim ist dem Idealplan eines italienischen Architekten von 1555 namens Cattanes nachgebildet.

Die letzten Pfälzer Kurfürsten wollten eine neue Residenz bauen, weil ihnen Heidelberg zu gotisch dünkte; für Berg- und Waldromantik hatten sie so wenig Sinn wie für das Deutschtum überhaupt. Ihre Architekten verschrieben sie sich aus Frankreich oder Italien. Das Schloß, dieses Monstrum, mußten ihnen Franzosen bauen: Froimont, D'Hermon, Pigage, die Jesuitenkirche der Italiener Alessandro Galloba Bibiena und der in Paris und Rom gebildete Flame Verschaffelt, das Hoftheater im Popsstil wiederum ein Italiener namens Anaglio. Das Mannheim des 18. Jahrhunderts muß bedeutende Kulturmittel besessen haben, die eben nur leider der deutschen Kunst nicht dienstbar gemacht werden konnten: Mozart hat sich so wenig durchsetzen können wie kurz nach ihm Schiller.

Die Kurfürsten Karl Philipp und Karl Theodor in ihrer Vorliebe für die Welschen ahnten gar nicht, was sie sich entgehen ließen. Während sie minderwertige Franzosen für ihr Schloß beschäftigten, bauten geniale deutsche Meister wie Dieuzenhofer in geistlichem Auftrag in Franken, schuf der einzige Balthasar Neumann die Schlösser in Bruchsal und in Würzburg für geistliche Fürsten, die mehr Verständnis für einheimische Künstler bewiesen als die weltlichen. Aber es war so etwas wie Schicksalsstimmung, daß in Mannheim die höfische Kunst nicht gedeihen sollte. Wenn dem Erbauer des Schloßes die Idee des Gründers von Karlsruhe vorschwebte, alle Straßenzüge auf die fürstliche Residenz zulaufen zu lassen, so verdarb er sie sich schon damit, daß er mit seinen maßlosen Raumanprüchen das Gebäude in die Breite zog und als Gesamtanlage zerriß. Ein Bauwerk aber, das in sich keinen Mittelpunkt mehr aufwies, konnte erst recht nicht einer ganzen Stadt als Sammelpunkt dienen. Die Einzelformen sind von einer hüßlichen Trockenheit, die auch durch das Eberleinsche Kaiserdenkmal und die beiden Brunnen im Ehrenhof nicht behoben wird (hätte mans doch gemacht wie die Heidelberger und die hunderte von uniformierten Bronzepuppen eingeschmolzen statt unserer herrlichen alten Kirchenglocken!). Und die Jesuitenkirche wurde in einer Zeit entworfen, als die Italiener längst die Führung in der Baukunst verloren hatten u. ein deutscher Meister ein Duzend welsche an die Wand quetschte, wie es in der Musik um jene Zeit ein Gluck getan hat. Was an Großzügigkeit der Verhältnisse fehlte, suchte Galli durch Häufung dekorativer Elemente zu erreichen. Da werden die Gesimse sogar mit Zierwerk vollgeplästert und (eine Verletzung aller architektonischen Gesetze!) in das Mittelfenster eine riesige, stehende Frauenfigur hineingepuscht. Die Deutschen durften die Decke im Innern malen und die Löre mit schmiedeeisernen Gittern füllen — mehr nicht. Und doch hat der Schlossermeister Sieber bessere Arbeit geleistet als alle Hofarchitekten zusammen. Die Mannheimer Kirchtore und das Heidelberger große Faß sind Kunstwerke, die viel zu wenig gewürdigt werden. In ihnen hat sich bürgerlicher Fleiß und bürgerliche Tüchtigkeit, wenn auch nur „kunstgewerblich“, doch mit vollendetem Geschmac ausgewirkt.

Der bürgerliche Charakter hat sich von allem Anfang an im Mannheimer Stadtbild durchgesetzt. Mitgebracht haben ihn die niederländischen Kolonisten, die im 17. Jahrhundert in die neue Stadt gezogen wurden. Sie haben sich ihre Konkordienkirche gebaut und mit ihr aus praktischen Bedürfnissen heraus einen ästhetischen Typus geschaffen: für die wallonische und für die deutsche Gemeinde mußte ein Doppelraum gefertigt werden, den ein dazwischengestellter Turm gleichzeitig trennte und zusammenhielt. Die Nordbrennerhorden Melacs haben den ursprünglichen Bau verwüstet, aber als die Stadt um die Wende der Jahrhunderte neu aufgebaut wurde, griff man auf die Doppelanlage mit dem Mittelsturm zurück, nicht allein für die Konkordienkirche, sondern auch für das Rathaus und den stolze Bau, das eigentliche bürgerliche Wahrzeichen der Stadt, das Kaufhaus am Paradeplatz, das mit dem hochaufliegenden Turm über der zweigeschossigen, quadratischen Hauptanlage an die Tuchhallen von Brügge oder Opern erinnert, Symbole auch sie der Städtegröße und Bürgerkraft. Im Schatten des Kaufhausturms wuchsen Wohn- und Geschäftshäuser empor, von denen man heute noch manche in stillen Seitengassen findet, soweit sie nicht der unerfülllichen Spekulationswut der Industriepériode zum Opfer gefallen sind. In einer armen Zeit sind sie entstanden, und doch weiß fast jedes einzelne mit einem besonderen feinen Reiz aufzuwarten, besonders das heutige Notariat, dem Theater gegenüber mit einem Eckaufbau in Form eines Tabernakels, das Figuren beherbergt, eine wahre Köstlichkeit. Hätte die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts eine Ahnung gehabt von derlei Feinheiten oder auch nur von der Monumentalwirkung des Theatergebäudes, es hätte nicht die monu-

mentartigen Bronzefiguren davorstellen können, die den stillen, schmalen Platz zu sprengen und seine Bauten in den Boden zu stampfen scheinen, namentlich der hastig ausschreitende Schiller. Zwei politische Erinnerungen werden wach in diesen engen Gassen: an S a n d, der sein Vaterland von dem russischen Spizel R o z e b u e befreit hat und dafür auf dem Schaffot hat enden müssen und vor dem schönen, stillen Hause schräg gegenüber vom Schauplatz von Sands Tat, das Gedenken an die Seele der badischen Revolution von 1848, an F r i e d r i c h H e c k e r, den Besitzer dieses Hauses, der es mit all seiner bürgerlichen Behaglichkeit und Geruhjam-

keit einem Leben voller Gefahren und Mühsale opferte um seine ebenso stolzen und aufrechten Gesinnung willen. Wie hart sich die Gegensätze hier stoßen: ein Dreißigjahriger glühender Tyrannen- kämpfer Schiller, Sand und Hecker, dicht neben der Jesuitenkirche und dem Palast eines der verbohrtesten und strupellosesten Duodez- fürsten, Karl Theodor. Mannheim ist jung und voll pulsenden Lebens; es hat sich durch die entsetzlichen Nöte von 1689 und 1794 sieghaft hindurchgerungen — da wird es wohl auch heuer sich nicht unterkriegen lassen. Vielgeprüfte, leiderprobt, und doch fröhliche Pfalz, — Gott erhalt's!

Oskar Eisenmann / Vergänglich und doch ewig

Wie doch alles so vergänglich	Wie die Lüfte, wie die Quellen,	Wie der Himmel wölbend oben
Und doch ewig in der Welt,	Wie der Erde schönes Kleid	Alles Sichtbare umfaßt
Alles scheinbar unzulänglich	Unsere Sinnen sich erhellen	Das uns dünkt unverschoben
Dennoch sich so dauernd hält.	Und uns nimmer werden leid.	Dennoch rollt ohne Raft.

Wie die Zeiten eilig schreiten	Wie es schwindet, wie es bleibet,
Und doch mit Beharrlichkeit,	Was wir sehen, was vorbei
Der Vergänglichkeit entgleiten,	Sich im Aether wirbelnd treibet,
Al' zur Ewigkeit bereit.	Heut' schon alt, doch morgen neu.

Franz Hirtler / Gold. Skizze.

Die Zeit war reif geworden zu außerordentlichen Erkenntnissen.

Man hatte erfahren, daß mit den Organen der Wissenschaften nicht in das Innere des Lebens zu dringen war, und daß es Dinge gibt, die unwägbar, unmeßbar und unzählbar bleiben. Man fühlte ihr geheimnisvolles Wirken und ahnte deutlicher die Tiefen, aus denen sie kamen.

Fast wollte es scheinen, als ließe man nun die Mikroskope, die Meßgläser, die hochempfindlichen Wagen und all den kuriosen Kram, mit dem man das Neuhere der Erscheinungen abtastete, liegen und lauschte auf die plötzlich vernehmbar gewordenen Offenbarungen, die aus dem Inneren der Menschenseele aufstiegen.

War man hellfichtiger geworden? Die Menschen dieses Landes wanderten seit vielen Monden durch eine schauerliche Wüste; die Schrecken und Entbehrungen dieses Leidensweges hatten ihre Augen seltsam verändert. Sie schauten Schmerzverklärung nach innen.

Propheten standen auf und kündeten das Kommen einer neuen Zeit an. Viele wollten das Bild der neuen Menschheit gesehen haben, noch galt es aber den Meisten als eine Fata morgana.

Doktor Eccardus stand in seinem Arbeitsraum, der, obwohl das weiße Licht des Tages ihn erfüllte, an die Studierstube des Doktor Faust erinnerte. Denn außer Gläsern, Retorten und Apparaten war manches zu sehen, das nicht dem nüchternen Zwecke der Forschung diente, sondern ein Symbol sein konnte des Suchens nach einem tieferen Zusammenhang der Dinge: ein Totenschädel, ein Foetus in Weingeist und über dem Schreibpult — Dürers Melancholia.

Doktor Eccardus hielt mit beiden Händen ein Gerät, das aussah wie ein Kinderspielzeug, einem Schießbogen oder Storchschnabel ähnlich.

Es war aber eine neue Art von Wünschelrute. Eccardus war vor Wochen ausgegangen, den Beweis zu suchen, daß dies Gerät eine tüchtige und schwindelhafte Sache sei; nun aber war er selbst ein Nutengänger geworden und trug es in einer von ihm zu höchster Feinfühligkeit vervollkommneten Form in den Händen.

Er stand wie geistesabwesend da, mit verzerrten Zügen, und von schwerster innerer Erschütterung war sein Kopf tief zur Brust gebeugt.

Es ging darum, ob sein Volk als Sklave hilflos verbrächte oder ob es lebte.

Mit seiner Erfindung hielt er Schicksal und Zukunft seines Heimatländes in den Händen.

In den Vorbergen des Urstod-Massivs hatte er in den letzten Tagen die schärfsten Erprobungen angestellt. Alle Erwartungen waren erfüllt worden: das neue Gerät spürte mit unbedingter Sicherheit jedes Vorkommen von Gold auf.

Gold! Gold, nach dem alles schrie!

Er war weitergewandert nach diesen Feststellungen und hatte sein mit so wunderbarer Fühlkraft begabtes Instrument auf den gewaltigen Bergrücken des Urstods getragen.

Und da war es über ihn gekommen, erst als ein großes Glück, jetzt aber als eine Frage, die ihm eine ungeheure Verantwortung aufstod.

Der Urstod barg in seinem Innern Gold! Gold in einer riesigen Masse, die alles übertraf, was an Gold auf der Erde vorhanden war.

Seit dieser Entdeckung war es mit seiner Ruhe vorbei. Er durchlebte am Tage und in den wachen Nächten die furchtbarste Dual, die die Seele zu erdulden hat, den Zweifel. Ein geschlossener in seine Behausung rang er mit der einzigen Frage, die es jetzt gab für ihn:

Sollte er seine Entdeckung offenbaren, das Gold seinem Land und Volk ausliefern?

Die zauberhafte Rute zitterte in seinen Händen; er merkte dem Ende seiner Kräfte nahe. Entscheidung, was zu tun war, mußte ihm bald kommen, wenn er nicht zusammenbrechen sollte.

Er sank — wie schon mehrmals an diesem Tage — an seinem Schreibpult nieder und barg den Kopf auf den hingebreiteten Armen. Seine Hände umkrampften noch immer die Rute, den Schlüssel des Goldberges.

Immer stand der Urstod vor ihm. Seine Hänge waren ausgerissen, und aus den klaffenden Schründen gleißte beständig das lautere Gold.

Gold, der Inbegriff menschlicher Macht! Gold, durch das sein Volk mit einem Schlag aus Not und Jammer herauszureißen war in Glanz und Reichtum.

Gold, mit dessen tausendstem Teil man Deutschland von all den Verpflichtungen eines schmachvollen Vertrags loskaufen konnte.

Gold! Gold!

Er hatte die Möglichkeit in der Hand, sein tiefgebeugtes Volk schon morgen in einen Freudentaumel zu versetzen. Und ihm, dem genialen Erretter, würde man jubeln, sein Vaterland würde die ganze Welt erfüllen, und sein Erfindernamenach Jahrhunderten leuchten. . . .

Aus der alten, mit den Tierkreiszeichen geschmückten Uhr kam ein knackendes Geräusch. Gleich darauf hub sie an, die Mittagsstunde zu schlagen, langsam, und mit weichen, dunklen Tönen.

Dem Gelehrten gab der verirrte Klang wohlige Beruhigung. Die Spannung und Dual schien von ihm weichen zu wollen. Er schloß die Augen.

Der Urstod lag im Dunst unzähliger Schornsteine. Man sah um, an all seinen Hängen, war er aufgebrochen, und die Schürfmächinen gruben unablässig das Gold ab. Von dort fuhr es auf den Verkehrswegen in das Land hinaus und ergoß sich über die Grenzen.

Ueppiger als je war das Leben geworden.

In den Städten war wilde, wüste Gier die einzige wahrnehmbare Energie. Das Land verödete.

Weiße Bodenflächen wurden nicht mehr angebaut; Unkraut wucherte, wo einst Roggenfelder wogten.

Das Gold des Urstocks war unerschöpflich, es floß in die Welt hinaus und lieferte, was das Land brauchte. Im Taumel der Genüsse war die durch Leidensjahre erworbene Geistigkeit des Volkes verfliegen.

Eccardus sah es, erstarrt, stumm, schauernd: Untergangsstimmung über seinem Volk. Habucht, Bier, Niedrigkeit. Vom Glück keine Spur.

Gold hatte die Seelen entgeistigt, unter Tierwürde herabgedrückt. Gift war es in den Adern des Volkes.

Noch immer war Arbeit zu leisten. Aber sie war denen, die sie tun mußten, zum Fluch geworden. Ein Sklavenjoch, aufgelegt von den durch den Zufall und rücksichtsloses Zugreifen Reichgewordenen.

Wer für den anderen die Hand rührte, empfing es als Schmach und Elend.

Man konnte vom Ertrag einer Arbeitsstunde sechs Wochen lang so gut leben, wie einst nur die Wohlhabenden. Aber im allgemeinen Taumel des Genusses warf man den Erwerb an einem einzigen Tage hin für phantastische Aufreizungen und unerhörtes sinnloses Schwelgen in allen Lüsten. Die Zeit raste hin.

Eccardus stand starr und stumm inmitten des Segensabbats.

Ihm ward ersichtlich: die Nacht des Volkes begann zu dämmern.

Das Land war verwüstet, die Städte entgeistigt und verumpft. Die Menschen dachten nur an sich, an Genuß, an Besitz, der ein Mittel dazu war.

Von Freude und Glück, von Liebe und Duldsamkeit war nichts zu finden. Kein Volk wohnte mehr im Lande, nur wilde, haßerfüllte Menschentiere. . . .

Schuldbeladen, in festsamer Erstarrung stand Eccardus vor einer Kirchenruine. Seine Seele war von Entsetzen und Mitleid erfüllt. Aber der Schrei, der in seinem Innern aufstieg, blieb ihm in der Kehle stecken.

In das Rasen der wilden Menschheit rief plötzlich vom halbzerrfallenen Kirchturm herab die Sturmglocke. Langsam klangen weiche, dunkle Schläge in der Luft, die ihm von irgendwoher bekannt waren.

Jetzt fangen sie: Dies irae, dies illal Unheilverkündend und gespenstisch schreckhaft schwang alles Körperliche mit in diesen Tonwellen.

Furchtbar trug der Klang die tierischen Massen, die aus ihren Rußhöfen heraustrühten.

Unerklärliche Angstinstinkte schien sie zu ungewohnter Gemeinschaft zusammenzutreiben.

Das Gold! Das Gold in Gefahr! Ihr Leben! Todesangst jagte durch viele Stunden, Tage und Nächte die Scharen in ungeordneten, zuchtlosen Haufen hinaus. . . .

Inmitten der gellenden Angstschreie und Flüche, des wahnwitzigen Wütens gegeneinander und der erbärmlichen Ausbrüche der Verzweiflung wurde Eccardus, durch all dies wie betäubt, von der Menschenflut fortgetragen.

Der Urstock wurde die Schlachtbank der verlorenen Menschen, die einstmal ein Volk waren. Dort sanken sie hin, von Eroberern niedergemacht, die jetzt stolz über den Reichtumsstand eines Landes hinschauten, das schon lange seine Seele verloren hatte.

Die letzten Haufen stürmten an, um noch einen Teil des zu ihrem gewohnten Leben notwendigen Goldes zu erraffen.

Ueber den unseligen gelben Klumpen, um die sie sich krallten, verröchelten sie tierisch ihr Leben.

Durch die Schluchten und Täler des Urstocks floß das schleimige Blut des verendenden Geschlechts hinab.

Im Innern des Berges aber glühte das Gold rot auf; Gott Mammon freute sich des grauenhaften Opfers.

Doktor Eccardus stand als letzter seines Volkes am Rande einer Schlucht, in deren Tiefe das Gold glühte.

Man hatte ihn geschont, ihn, der all dies Unheil heraufgeführt hatte.

Das Grauen vor diesem fürchterlichen Berg drang auf ihn ein, raubte ihm alle Gedanken und zog ihn, dessen Körper jetzt entnervt und kraftlos war, hinab in die Schlucht.

In unendliche Tiefen ging der Sturz. . . .

Doktor Eccardus sah um sich. . . .

Was war geschehen? Lag ihm nicht Schmerz und Schrecken eines furchtbaren Aufpralls in allen Gliedern? Seine Hände umkrampften noch das Goldsuchgerät. Die Klänge der alten Uhr schwebten weich und dunkel in dem Raum.

Eccardus stand auf und reckte den müden Körper. In vollem Wachsein sah er durch das Fenster.

Heller Tag. Draußen wogte das Leben der Mittagsstunde. Ernste Gesichter mit sehnsüchtigen Augen.

Volk. Sein Volk, das immer noch durch die Wüste wanderte.

Da zerbrach er in Stücke, was er in den Händen hielt. Holz und Metall knirschten. Er atmete auf. Vorbei der Wahn, seinem Volk mit Gold helfen zu können. Er wußte jetzt seinen Weg.

Einen Stoß von Papierblättern mit Aufzeichnungen und die Bruchstücke seines Instruments verbrannte er. Still ging er aus dem Hause.

In einem Dorfe am Fuße des Urstocks wurde er zuletzt gesehen.

Doktor Eccardus war durch das Tor der Verschollenheit getreten.

Ein Namenloser kam zu seinem Volk in die Wüste und lehrte, unter den Menschen arbeitend, das Eine und Einzige, was nützt: Liebe.

Liebe, die aller Not zu trosten hilft.

Liebe, die die einzige aufbauende Kraft ist.

Liebe, die das Gold nicht ansieht, in dem nur Fluch und Verführung wohnt.

F r i z E. W. K o p p /

D a s S e d a n s f e s t.

Irgendwo um die neunziger Jahre wurde „Soldbüchens“ gespielt. Vier Buben stürmten mit Hurra eine Wassertrunde, die gar nicht verteidigt ward. Trotzdem ging es heiß dabei her und es geschah, daß der jüngste Angreifer seinen Spieß fallen ließ und aufseulte, als ob er selber daran stecke. Und hatte doch nur eine Beule am Kopf. Und war untröstlich.

Der größte, ihr Hauptmann, stampfte schließlich zornig auf und schrie: „Warte nur, im Krieg geht's noch ganz anders aus!“, und als Paulchen, seine Tränen verschluckend, wissen wollte, was das wäre Krieg? „Ja“, sagte der, „laß erst einmal die Fein-Josen rüberkommen, die schießen dir alle Männer tot, deinen Vater, den Herrn Bürgermeister, den Polizeibehörden, Franz seinen Großvater, den Bruder vom Robert samt unserem Lehrer und dem Stadtpfarrer sogar.“

Kein warum und wieso; was dem Kleinen unsäglich war, schrien den anderen nichts Neues. Die piffen auf dem Heimweg Soldatenlieder, säbelten mutig in die Brenneisen hinein und ließen ihn still hinterhertrotten.

Seiner Mutter fiel gleich das blasse Gesichtchen auf, und als Vater Bumiller vom Büro kam und das „Paulemannle“ kurzerhand ins Bett beorderte, gab es Peter und Mordio. — Das Kind hatte Angst, Angst vor den Josen, die mir nichts, dem nichts Vater, Bürgermeister, Lehrer, Polizeier und sogar den guten dicken Stadtpfarrer totschießen dürften. Der Bach-Heinrich müsse es aber wissen, weil sein Vater doch Schandarm sei, und die anderen hätten es auch gesagt. — Dagegen gab

es nichts Stichhaltiges und, das konnte sich Herr Bumiller merken, mit Grobheiten läßt sich ein kindlicher Kummer so wenig abtun, wie mit Spässen.

Der Mutter gelang es endlich auf ihre Art: „Wenn du so weiterheulst“, sagte sie, „wirft du gar noch krank bis zum Fest und mit dem Luftballon ist es dann auch nichts.“

* * *

Fort . . . vor Verdun war befehlsgemäß geräumt worden.

Der Pioniergefreite Bumiller blieb mit ganzen zwei Mann beim Trümmerwert zurück, um auf gegebenes Feuerzeichen die elektrische Sprengmine zu entzünden.

Es war in der Nacht auf den 1. September.

Seit Tagen hatte man fieberhaft geschafft, um die Leitung durch den fast völlig verschütteten Stollen zu den unterirdischen Kammern zu führen, und der Feind hatte keine Pause vergönnt. Wie sie nun einige hundert Schritte vom Stolleneingang das Signal erwarteten, bemerkte der Gefreite beim Aufzuden eines Lichtscheins, daß der Zeiger des Messers, den er in der Hand hielt, zurückgeschneilt war; also Stromunterbrechung, Zündung ausgeschlossen.

Das zunehmende feindliche Feuer deutete auf baldigen Sturmangriff. — Schnell gefaßt, überließ er den Weiden den Apparat mit der Weisung, sobald die Leitung funktioniere, nur auf das Signal, das Signal zu achten, auf sonst nichts. Dann griff er nach Pickel und Handlaterne, kroch behende vor und tauchte im Stollen unter.

Die gefährliche Stelle meinte er zu kennen. Kurz bevor er als letzter den Gang verlassen hatte, war ihm ein verdächtiges Krachen der Gerüstbölzer aufgefallen. Die Gewölbesteine schienen nunmehr unter dem Druck aufschlagender Geschosse gesackt zu haben; womöglich war ein Deckenstück auf das Kabel gestürzt, hatte es geireut.

Drei Minuten später flog das Fort in die Luft.

Was das nun heißen sollte?

Vorhin noch Gefreiter Dumiller und jetzt: Paulchen, Paulchen, Paulemännle. So kispelt es schon, weiß Gott, wie lange fort in gleichem Ton und Takt: Paulchen, Paulchen, Paulemännle.

Und es läßt sich nichts dagegen tun. Schreien, Auffahren, ja das war einmal. Aber wann?

Zudem, was geht dich der Gefreite an, Paulchen, Paulchen, Paulemännle, der zwischen Trümmer geklemmt im Finstern fiebert?

Berschüttet, sagen sie. Wer sagt das? Der Bach Heinrich, der mit den „Zosen“? Der weiß auch nicht alles, ist ja noch so klein Paulchen, Paulchen, Paulemännle — wie du selber.

Ah ja so winzig!

Und wollte es vorhin den Großen gleich tun, der Must nachjagen, die zur Festwiese zog, und ist dabei hingeschlagen.

Stimmt, so war es. Und jetzt steckt man zwischen Menschenmauern, glaubt ersticken zu müssen und vermag sich nicht zu rühren. Könnte er bloß einmal nach seinen Beinchen fassen, die so schrecklich brennen von dem ekligen Sturz.

Zumindest die Strümpfe sind kaputt. Aber was tuts und wer achtet hier auf einen Knirps? Alles glöht ja wie versteint nach der Rednerbühne, die freilich ganz anders ausschaut als tags zuvor. Ganz mit Tannenreis ist sie gepolstert und mit deutschen Schleifen verziert; und an den Ecken flattern hohe Fahnen.

Wer aber steht da zwischen all der Pracht in praller Sonne, fuchelt mit den Armen herum und bleckt die Zähne zwischen dem Fuchsbart? Heinrichs gestrenger Lehrer, der so gerne Tazen ausstellt und „dir will ich“ sagt. Und schaut nun so grimmig auf die „doitschen“ Männer und „doitschen“ Frauen herab, als hätten sie allesamt „Fünfer“ verdient.

„Wenn jetzt die Zosen kämen,“ denkt unser Knirps, und wie zur Antwort lehrt sich der Rote ihm zu.

„Ja dort“, schreit Herr Lebrecht, und deutet nach dem Karussell, „dort lauert der Erbfeind, der es nicht vergessen kann, nicht glaubt vergessen zu können, zu dürfen“ — der Rest geht im Gemurmel unter. „Aber, wir schwören es“, ruft der Redner, „wir geloben es, — die Stunde kommt, einzustehen — einer für alle, alle für einen.“ Die roten Röden herumverfend, reißt er jetzt den Zylinder hoch und schreit dreimal Hurra!

„Hurra!“ rollt ein vielhundertfaches Echo über die Festwiese hin. „Hurra, hurra, hurra — a“, fällt achtschwingig der Viederkranz ein. Hüte, Taschentücher, Sonnenschirme, helle Kinderkleider, Helme und Fahnen wirbeln durcheinander und die Feuerwehr schmettert los. Da überdröhnt, während der Redner dankend auf und niederschnellt und sich die Stirne wischt, ein furchtbarer Kanonendonner, Gebrausch, Gesang und Geschmetter, begräbt unter Schüttern und Pulverdampf den ganzen sonnigen Jubel und preßt aus der Kinderbrust den Angstschrei: „Sie kommen!“

Burrrumm bumm, bumm! —

Bis Paulchen wieder aufsieht, hat sich der Schwaden schon verzogen und der Festzug ist in vollem Gang.

Da kommen sie anmarschirt, die Wadern von anno siebentzig, die Brust geschmückt mit Ehrenzeichen, die Schirme gleich Gewehren schulternd, tiefernt, als ginge es von neuem ins Feld.

Da schreitet sie einher, frisch, fröhlich, fromm, die freie Turnerschar. Ihnen folgt, unübersehbar, ein Gewoge von Fahnen und Vereinen aus Stadt und Gau. Das alles schiebt im Takt ferner Trommellänge mit „Augen links“ vorbei an der Tribüne, denn dort, zu Häupten blumenstreuender Jungfrauen, umgeben von Uniformen und Zylinderhüten, salutiert ein blasser, stolzer Herr mit Schiffsstut und goldenem Degen, der Herr Oberamtman.

Unser Knirps, halb ohnmächtig vor Schmerz und Hitze, außerstande, sich zu rühren, schnappt nach Luft und will doch alles sehen. Die Hauptsache kommt erst noch, die Musik!

Hoch voran, glühend und gleichend wankt der silberne Schellenbaum; dahinter ein Funkeln von Trompeten und glänzenden Helmen. Und jetzt! An der Spitze seiner lieben Feuerwehr, umtost vom Höllenlärm der freiwilligen Kapelle, Kommandant Dumiller, herrlich mit kupferroten Backen und mächtigem Schnauzbart.

Wie er, umjubelt von alt und jung, gelassen dahinschreitet, lachend und nickend, daß der rote Helmbusch wackelt, da schlägt seines Paulchens Herz bis zum Zerplatzen, denn der da, sein Vater, ist doch noch prächtiger als der Herr Oberamtman, ist stark wie Goliath und hat keine Spur Angst. Im Gegenteil,

als die Schieberei von neuem anhebt und der Zug ins Stoden kommt, tut er ganz vergnügt. Hoch ragt er über allem Volke und winkt einfach: Weiter! Aber die dahinten scheinen immer toller zu werden, pfeffern mitten in den Zug hinein, daß die Männlein durcheinanderpurzeln wie die Kegel in Meisters Biergarten und nur einer noch steht, der König, und kommt schnell daher und sagt ganz verstört: „Der hat's,“ hebt das Kind vom Boden auf und dann mitten durch das Gewimmel auf das Karussell zu. Der Kleine, ganz dumm von dem Wirrwarr und ewigen Gebumse, weiß nicht, ob er recht verstanden, möchte was sagen, was fragen, weil nun Bachs Heinrich am Ende doch recht hatte mit den „Zosen“, und merkt auf einmal, daß sich der Boden unter ihm dreht und er bereits im Sattel sitzt. Gleich kommt alles ins Rollen; dabei tropfen ihm die Perlenfransen eifrig ins Gesicht, und wie er blindlings den Gaulshals umklammert, der sich kalt und glitschig fühlt wie ein Grubenpfehl, fängt es noch so schauerhaft an zu orgeln, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Flug gibt er dem Rappen eins, und der, nicht faul, saht heraus aus dem muffigen Drehsaßen, galoppiert holzengerade aufwärts, weg über Buben, Zigeunerwagen und Klettertangen in die warme, blaue Luft hinein, daß unten alle Leute steh'n und herausstaunen: „Das Paulchen, seht einmal Dumillers Paulchen!“ Burrrumm, bumm. —

Wer hat ihn denn dahingeschmettert, ihm was Klebriges in den Mund gestopft, hat ihm Strumpfbänder angelegt mit glühenden Nadeln drin? Wer hat ihm die Beinchen eingeloht, daß sie ganz pelzig wurden und solche wahnsinnige Angst eingepreßt? „Mutter, Vater!“ — Gottlob, da sind sie schon; nur erst ganz vergnügt, bis sie die Bescherung merken.

„Na, ja,“ macht der Kommandant und kein Wort weiter. Ueberstieht wüßig, wie die Frau, sich um das Wimmerpüldchen mühsend, auf einmal zusammenzuckt und ganz weiß wird hinter den Ohren, schnauzt vielmehr die Herandrängenden ab, die gesehen haben wollen, wie der Kleine vom Gaul geflogen: „Nix habt ihr gesehn, und zu guden gibt es erst recht nix. Geht zum Kasperle näher, der macht euch was vor.“ Ja, der sagt es ihnen; aber gleich darauf, beim Anblick des Kindes, das so schwach und winzig daliegt und bei jedem Knall zusammenzuckt, und über dem Gebüdel vom Meßplatz herüber, verliert der Mann die Fassung: „Päulchen, Herzchen,“ ächzt er, es geschieht dir ja nix. Glaube doch dem Heinrich sein dummes Zeug nit.“ Bumm, burrrumm, bröht es dazwischen.

„Meine Beine,“ hibbert das Kind.

„Wo denn?! Ich kann nichts finden,“ lügt das Mutterherz, und sucht ihm weißzumachen, der Schreck sei ihm hineingefahren, weiter nichts. Weil aber der Kleine nicht aufhöht zu jammern und von den Zosen zu faheln, die ihn geschossen hätten, fällt dem Vater noch rechtzeitig ein, daß ja der Pophysik da drüben im Bierzelt sitze; und er zwinkert dem Bleichschindeln zu, sagt: „Halt dich brav, kriegst auch was Extrafines,“ und läuft, was er kann. Jetzt, kaum mit der Mutter allein, geht das Gejammer wieder los. „Ach, die Beine!“ Und dann der Vater, der Grund- und Pfandbuchhalter, der Feuerwehrtkommandant Dumiller, was der wohl für ein Gesicht machen würde, wenn sein Einziger auf Kräden käme.

Da kann sie ihm hundertmal versichern, es wäre nichts an den Beinen, er fühlt es, spürt es nur zu deutlich und jammert und schluchzt zum Erbarmen um den armen, armen Vater; bis sie ihn auf den Schoß zieht, ihn mit den Armen deckt, daß er nicht mehr mußt und vom Donnern kaum was zu hören vermag.

Und wenn er was sagen möchte, heißt es gleich: „Paulemännle, was hat der Vater gesagt?“

Da schlägt das Kind die Augen auf, verbeißt seine Schmeizzen und harret ergeben auf das Versprochene. — „Was das wohl sein mag? Vielleicht etwas recht Kühnendes zum Trinken oder ein Meßbrocken, der den Durst nimmt? Vielleicht, vielleicht gar so eine schöne, grüne Gummischlange zum Ziehen und Kauen? — Was es nur sein mag?“ „Was Extrafines,“ flüstert es von oben. Und er starrt hinauf, sieht, fühlt die Mutter über sich, um sich, soweit er eben noch fühlen, denken kann.

Da mag es nun donnern und schüttern, als ob das Wettertor einkrachte, er ist gebettet im Mutter Schoß, im Vaterhals, starr und lächelt.

Fernher ein Sternlein nebelt, das färbt sich rosarot, leuchtet wärmer auf, formt sich zur Scheibe, ballt sich zur Kugel. Herrlich! Ein Ballon ist's, ein Luftballon vom Vater!

Mir, mir!

Ganz nahe leuchtet die Strahlende, zittert, schwankt ein wenig und — steigt langsam empor.

Das tut so wohl. Wünsche und Bangnisse entschweben, verschwimmen verglimmen mit der Leuchtenden, die kleiner wird, immer kleiner.

Nach vollzogener Räumung wurde Gefreiter Dumiller als vermißt gemeldet.